



Dr. Margot Käßmann
3. Juni 1958, Evangelische Theologin, Bischöfin. Geboren in Marburg. 1983 erstes Theologisches Examen, 1985 zweites Examen und Ordination. 1989 Dr. theol., seit 1990 Lehraufträge in Leipzig und Marburg. 1994–1999 Generalsekretärin des Deutschen Evangelischen Kirchentages. Seit 1999 Bischöfin der Ev.-luth. Landeskirche Hannover. U.a. Mitglied des Rates der EKD. Zahlreiche Publikationen.

Dr. Dr. h.c. Margot Käßmann

Landesbischöfin der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers

„Gesellschaft ohne Gott? – Christliche Werte in unserer Zeit“

Zunächst einige Vorbemerkungen:

In Europa hat eine deutliche Distanzierung vieler Menschen von den christlichen Kirchen stattgefunden. Die Selbstverständlichkeit, mit der Menschen dazugehörten, im christlichen Glauben erzogen wurden, christliche Rituale praktizierten, scheint verloren gegangen. Damit unterscheidet sich Europa übrigens deutlich von Afrika, Asien und Lateinamerika, wo die christlichen Gemeinden deutlich wachsen, und auch von den USA, wo Religiosität zur Normalität gehört. In Deutschland gibt es schon Diskussionen, wenn der Bundespräsident sagt: „Gott segne unser Land“, in Europa laufen die Laizisten schon Sturm, wenn ein Gottesbezug oder der Verweis auf die jüdisch-christlichen Wurzeln Europas in die Präambel der Verfassung aufgenommen werden soll.

Dabei will ich keinesfalls in einen Lamentogesang einstimmen. Zum einen sind die Kirchen inzwischen dabei, die Situation konstruktiv und offensiv aufzunehmen, eine neue Balance zwischen Innovation und Tradition zu finden, deutlicher und klarer von dem zu reden, was sie glauben. Und: Meines Erachtens verändert sich die Lage zurzeit. Anders als vor einigen Jahren suchen viele Menschen in unserem Land nach Orientierung, und so manche fragen neu und ernsthaft nach der Kirche.

So hat etwa die Flutkatastrophe in Südostasien laut Meinungsforscherin Prof. Elisabeth Nölle-Neumann nach Umfragen des Instituts für Demoskopie Allensbach eine gewisse Nachdenklichkeit in der deutschen Bevölkerung hervorgebracht. Zwischen Anfang Dezember 2004 und Anfang Januar 2005 ist der Anteil derer, die den Glauben als wichtig einstufen, von 45 auf 52 % gestiegen, so die Demoskopin. Gleichzeitig sei der Anteil derer, die den Glauben für überholt halten, von 34 auf 28 % gesunken. In den neuen Bundesländern sei die Zustimmung zu der Aussage, „der Glaube sei heute noch wichtig“, binnen eines Monats von 27 auf 35% hochgeschwungen. Dieser Wert übersteigt den Anteil der Kirchenmitglieder in Mitteldeutschland (26 %) deutlich. Anscheinend bewerten die Deutschen die Zukunft der Religion neu.

Demnach sind es inzwischen nicht mehr 14 % wie im Dezember 2004, sondern 21 % der Deutschen, die der Ansicht sind, der Glaube werde zur Zeit wichtiger, vor allem auch die bewusste Beschäftigung mit den christlichen Traditionen Europas.

Allerdings ist dieses „Glauben“ nicht immer gleich christlich und schon gar nicht gleich kirchlich. Eine Würzburger Studie zum Weltjugendtag hat gezeigt, dass die Mehrheit der Jugendlichen sagt, sie glaube an Gott, eine Mehrheit von ihnen aber nichts mit der Institution Kirche zu tun haben will. Gegenüber der individualistischen Patchwork-Religion muss das Christentum nun allerdings auf der biblischen Basis beharren, die Gemeinschaft zur Grundlage hat. Sinnstiftung entsteht durch konkrete Religion und nicht durch diffuse Religiosität. Jesus Christus ist keine Naturgottheit, die mir auf einem Waldweg erscheint. Christlicher Glaube bindet sich an die Bibel. Im Zeitalter der Individualität der Konsumgesellschaft aber basteln sich viele Menschen lieber

ihre eigene Religion zusammen, als sich auf Gemeinschaft und Konsenssuche einzulassen. Ein bisschen Buddhismus ist dann schick. Ein bisschen Islam wirkt streng. Ein bisschen Kabbala – Madonna zeigt, wie man das macht! Oder Sinead O'Connor, die einst noch den Papst beleidigte und sich heute als katholische Priesterin sieht. Religion ist in, alle basteln sich ihr Teil. Cat Stevens ist jetzt Jusuf Islam und auch Cassius Clay wurde zu Muhammad Ali. Vermarktung von Religion, Patchwork-Religion, das ist respektabel in der Welt, in der die, die sich alles kaufen und selbst zusammenstellen, die wahren Helden sind.

Hier muss das Christentum in der Zukunft widerständig bleiben, Mut zeigen, eine Orientierungsleistung erbringen. Martin Luther hat immer wieder darauf beharrt, dass die Bibel der Maßstab für unsere Religion ist. Es ist ja das Faszinierende am Christentum, dass diese Texte seit 2000 Jahren in den unterschiedlichsten Kontexten Relevanz bewiesen haben. Und: in den unterschiedlichsten Kulturen dieser Erde, von Indonesien bis Brasilien, vom Sudan bis nach Malta hat sich gezeigt, dass Menschen sich hierauf verlassen können. Die οικουμένη – der ganze bewohnte Erdkreis – ist vielleicht die erste Globalisierungsbewegung der Welt. Diese Grundgeschichten der Menschheit vom Paradies bis zur Offenbarung, sie haben Gemeinschaft stiftende Sinnkraft. Das Christentum tut gut daran, darauf zu beharren, das nicht preiszugeben.

Es gibt in unserem so mobilen und technisierten Land unendlich viele erschöpfte und verletzte Seelen, die Sehnsucht haben nach Sinn. Sie brauchen Halt und Menschen, die zuhören, behutsam mit der Seele umgehen. Und das braucht auch die Gesellschaft. Sie muss sich auf gemeinsame Grundwerte verständigen, die akzeptiert sind. Das ist unter anderem auch notwendig, damit sie weiß, wohin sie denn Zuwanderer integrieren will. Ich will nun nicht überheblich erklären, die christlichen Werte seien für unsere Gesellschaft die einzig mögliche Lösung. Allerdings bin ich überzeugt, dass sie ein gewichtiges Angebot darstellen. Das will ich ausführlicher an den Zehn Geboten und etwas knapper an den Themen Familie, Bildung, Solidarität, dem Thema Sterben sowie der EU ausführen.

1. Zehn Gebote

Ich erinnere mich gut an eine Stunde im Konfirmandenunterricht. Die Zehn Gebote waren als Thema dran, und ein Konfirmand drehte die Augen und sagte zum allgemeinen Gelächter: „Jetzt kommen Sie uns nur nicht mit den Zehn Geboten. Das ist doch Muff von vorgestern!“ Als junge Pastorin habe ich damals den Spieß umgedreht und die Konfirmandinnen und Konfirmanden gebeten, in drei Kleingruppen je zehn Regeln aufzustellen für ein Zusammenleben von 30 Personen unterschiedlichen Alters in einem kleinen Dorf abseits vom Rest der Welt. Nach dem üblichen Geblödel entstanden sehr ernsthafte Debatten! Und siehe da: So verschieden waren die Regeln gar nicht. Ehrlich miteinander sein war wichtig, nicht hinter dem Rücken der anderen rummachen – nicht falsch Zeugnis reden also. Dem anderen nichts wegnehmen, also nicht stehlen und wohl auch nicht begehren! Und wie sie es ausdrückten: Anständig miteinander umgehen – da geht es doch um den Respekt in der Partnerschaft, zwischen Alten und Jungen.

Aber ist es möglich, dass Christinnen und Christen im 21. Jahrhundert tatsächlich Maßstäbe an der Bibel, an den Geboten finden? Wie können Texte, die vor rund 3000 Jahren in einer Agrargesellschaft entstanden sind, in der Ära von Mobilität und Internet Sinn machen? Sind Gebote dieser Art tatsächlich tragfähige Lebensregeln im Zeitalter der Individualität und der Freiheit? Können in den ethischen Konflikten der Ge-

genwart die Zehn Gebote Orientierung leisten? Immerhin geben zwei Drittel der befragten Menschen in der Bundesrepublik Deutschland an, die Zehn Gebote seien für sie verbindlich. Wenn allerdings die 1-Million-Euro-Frage bei Günter Jauch lauten würde: „Können Sie die Zehn Gebote aufzählen?“, wäre statistisch gesehen der Gewinn eher unwahrscheinlich. Die wenigsten können alle Zehn Gebote aufzählen. Den besten Einzelwert hat das fünfte Gebot „Du sollst nicht töten“, das bei 48% der Bevölkerung bekannt ist. Vor allen Dingen die so genannte „erste Tafel“ der Gebote, die den Glauben im engeren Sinne umfassen, ist unbekannt.

Ich bin selbst davon überzeugt, dass die Zehn Gebote Lebensregeln für eine gute Welt sind. Sie sind eine konkrete Anleitung zum Leben und Handeln aus dem Glauben heraus. Und bei der „zweiten Tafel“ der Gebote ist meines Erachtens auch eine klare Grundlage einer allgemeinen Ethik, die auch im 21. Jahrhundert Geltung haben kann, erkennbar. Beginnen wir mit dieser „zweiten Tafel“:

- *Du sollst Vater und Mutter ehren* – das vierte Gebot. Respekt vor dem Alter ist rar geworden in unserem Land. Alle wollen jung bleiben. Wer nicht mehr schnell und fit genug ist, wird an den Rand gedrängt, die Sterbenden aus dem Gesichtsfeld verdrängt. Und: Wir wissen, wie sehr heute der Generationenvertrag wankt. Das Thema ist hochaktuell! Gibt es Altern in Würde, wenn heftig diskutiert wird, ob nicht ab bestimmtem Alter beispielsweise Krankenversorgung eingestellt werden soll? Wie wir mit den Alten umgehen, zeigt etwas von unserem Menschenbild.
- *Du sollst nicht töten* – das fünfte Gebot. Wir erleben auch heute, dass Töten bzw. Mord eine Gesellschaft zerstört. Das gilt einerseits im individuellen Bereich. Wie viel Leid bricht über Menschen herein, wenn ein Angehöriger, den sie lieb hatten, ermordet wurde. Da denke ich zuerst an Kinder, wie etwa die kleine Levke aus Altenwalde bei Cuxhaven. Oder an die so genannten „Ehrenmorde“. Aber auch den Krieg hat die Menschheit nicht bannen können 60 Jahre nach dem 2. Weltkrieg. Töten zerstört immer die Menschlichkeit, auch im Krieg.
- *Du sollst nicht ehebrechen* – das sechste Gebot. Das biblische Verbot von Ehebruch wird von manchen belächelt als vorgestrig in einer Zeit sexueller Freizügigkeit. Und doch ist die tägliche Erfahrung auch heute, dass Ehebruch unendlich viel Schmerz, Kummer und Zerstörung mit sich bringt – für Paare und auch für ihre Kinder! Vielleicht gewöhnen wir uns an die großen, hohen Scheidungszahlen, und zum Glück sind auch Geschiedene nicht mehr diskriminiert in unserem Land. Aber doch zerstört Ehebruch auch heute Vertrauen, ist die Trennung einer Ehe eine tiefe emotionale Belastung.
- *Du sollst nicht stehlen* – das siebte Gebot. Stehlen ist kein Kavaliersdelikt. Das gilt im Kleinen: Der Einzelhandel wird jedes Jahr durch Ladendiebstahl schwer geschädigt. Das Stehlen aber zerstört die Gemeinschaft auch im internationalen Bereich, in den ungerechten Strukturen unserer globalisierten Welt.
- *Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten* – das achte Gebot. Wäre das nicht gerade in Wahlkampfzeiten und Koalitionsgerangel gut anzuwenden? Wie heißt es in Luthers Erläuterung im Kleinen Katechismus: „Wir sollen unseren Nächsten nicht belügen, verraten, verleumden oder seinen Ruf verderben, sondern sollen ihn entschuldigen, Gutes von ihm reden und alles zum Besten kehren.“ Ach doch, sich daran erinnern lassen tut auch vielen Menschen in der Politik gut. Muss nicht dieses Gebot der Wahrheit wieder ein-

geklagt werden? Wer will in einer Welt leben, in der Menschen niemandem und nichts mehr trauen können? Alles unter dem Verdacht der Lüge – keine Grundlage für Zusammenleben.

- *Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus* – das neunte Gebot. Raffen, Haben-Wollen, Habgier, die Geiz als „geil“ deklariert – wer so lebt, verliert jeden Blick auf ein Miteinander, auf Rücksicht, auf die soziale Verpflichtung, die Eigentum mit sich bringt.
- *Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib, Knecht, Magd, Vieh noch alles, was sein ist* – das zehnte Gebot. Die Gier nach dem, was andere haben, dass das dem Gemeinwohl nicht zuträglich ist, bleibt bis heute offensichtlich. Das Auseinanderklaffen von Habenden und Verschuldeten in unserem Land, wie in der großen weiten Welt, zerstört Leben.

Insofern lässt sich in aller Knappheit zusammenfassend sagen, dass die Zehn Gebote elementar sind für ethisches Handeln, so elementar, dass sie ein Leitfaden eben nicht nur für Nomadenvölker einer Agrargesellschaft vor 3000 Jahren waren, sondern auch für die Bürgerinnen und Bürger der Gesellschaft des so modernen 21. Jahrhunderts sind. Meines Erachtens gilt das nun aber auch für die religiösen Gebote, die so genannte „erste Tafel“ der Gebote.

- *Ich bin der Herr; dein Gott. Du sollst keine anderen Götter haben neben mir* – das erste Gebot. Das ist eine entscheidende Mahnung, uns selbst zu fragen, was unser Gott ist. Martin Luther hat ja einmal gesagt, woran wir unser Herz hängen, das sei unser Gott. Heute hängt das Herz der meisten Menschen anscheinend am Geld, am Haben. Konsum wird da zur großen Religion: Ich konsumiere, also bin ich. Wie hohl dieser Gott allerdings ist, merke ich spätestens, wenn ich kein Geld mehr habe, um zu konsumieren.
- *Du sollst den Namen des Herrn deines Gottes nicht unnützlich führen* – das zweite Gebot. Der Respekt vor dem Namen Gottes meint auch den Respekt vor dem Glauben. Den Glauben von Menschen gilt es zu respektieren. Wer den Glauben eines anderen verächtlich macht, flapsig, lächerlich von dem spricht, was einem anderen heilig ist, zeigt auch mangelnden Respekt vor der Person. Ein solcher Mensch verliert die Würde des anderen aus dem Auge. Vielleicht ist ihm selbst auch nichts mehr heilig, nichts unantastbar, nichts in aller Zartheit verletzbar.

Das erleben wir ja auch immer wieder in Kriegen, dass die kämpfenden Parteien sehr wohl wissen: Wenn ich das Gotteshaus des anderen zerstöre, treffe ich ihn in seinem Herzen. Das haben wir erlebt bei der Zerstörung von Synagogen 1938 in Deutschland. Das erleben wir bei der Zerstörung von Kirchen, Moscheen und Tempeln. Gott, als das den Menschen Heilige, die Schöpferkraft, an die sie glauben, gilt es zu respektieren. Das gilt für den Gott, von dem ich glaube, dass er der Weg, die Wahrheit und das Leben ist. Diesen Respekt werde ich aber auch Menschen anderer Religionen nicht verweigern.

- *Du sollst den Feiertag heiligen* – das dritte Gebot. Ist das nicht ein alter Zopf? Wenn wir aber die Feiertage zu den Akten legen, wie es so oft im Namen des Wirtschaftswachstums gefordert wird, wenn wir die Sonntage den Alltagsanliegen ganz gleich machen, alle Geschäfte öffnen, die Autos waschen, alles eben haben wie sonst, dann gibt es nur noch den Gleichklang von sieben Werktagen. Ohne Sonntage gibt's nur noch Werktage – wie es ein Slogan der Evangelischen Kirche sagt. Die Abschaffung des Feiertags wird den gemeinsamen Rhythmus unserer Gesellschaft zerstören. Gerade Manager leiden unter dem so genannten Burn-out-Syndrom, es ist letzten Endes eine Zerstörung

des Rhythmus von Schaffen und Ruhen. Wenn die Gesellschaft diese besonderen Tage nicht mehr kennt, die Feiertage, an denen auch einmal all dieses Rennen und Besorgen und Schaffen ruht, dann wird sie eines Tages selbst einem kollektiven Burn-out-Syndrom unterliegen.

Ich bin überzeugt, die Zehn Gebote sind auch heute Regeln für ein gutes Zusammenleben. Gerade im Miteinander so unterschiedlicher Menschen verschiedener kultureller Herkunft und Generationen in unserem Land setzen sie Maßstäbe. Und sie haben sich bewährt durch Jahrtausende hindurch. Das Christentum hat lange gebraucht, diese Rechte und Regeln für alle Menschen gleich geltend anzusehen: für Frauen und Männer, für Menschen aller Herkunft und Hautfarbe. Alle Menschen sind gleichermaßen Gottes Ebenbild, und diese Regeln gelten für sie alle.

So bin ich froh, dass zwei Drittel aller Menschen in unserem Land die Zehn Gebote als verbindlich ansehen. Wichtig wäre es, ihren Bekanntheitsgrad noch zu steigern, vor allem aber ihre Akzeptanz und den Mut zur Aneignung als Regeln für ein gutes Zusammenleben. Ich bin überzeugt, sie können uns helfen, in all den schwierigen ethischen Herausforderungen unserer Zeit von der Abtreibung bis zur Sterbehilfe, von der Folter bis zur globalisierten Wirtschaft, im persönlichen Leben wie in den Auseinandersetzungen der Welt Standpunkte zu finden, die vor Gott und den Menschen verantwortet werden können.

2. Familie

Die Losung des 30. Deutschen Evangelischen Kirchentages, der in diesem Jahr Ende Mai in Hannover stattfand, lautete: „Wenn dein Kind dich morgen fragt ...“ Im biblischen Zusammenhang im 5. Buch Mose heißt es: „Wenn dich nun dein Sohn morgen fragen wird: Was sind das für Vermahnungen, Gebote und Rechte, die euch der Herr, unser Gott, geboten hat?, so sollst du deinem Sohn sagen: Wir waren Knechte des Pharaos in Ägypten, und der Herr führte uns aus Ägypten mit mächtiger Hand ... Und der Herr hat uns geboten, nach all diesen Rechten zu tun, dass wir den Herrn, unsern Gott, fürchten, auf dass es uns wohl gehe unser Leben lang, so wie es heute ist. Und das wird unsere Gerechtigkeit sein, dass wir alle diese Gebote tun und halten vor dem Herrn, unserm Gott, wie er uns geboten hat.“

Wir haben es hier mit einer Art Lernritual zu tun. Die Exegeten meinen, es könnte das Ritual einer Volksversammlung gewesen sein. Vielleicht gehörte dieses Fragen der jüngeren Generation und die Antwort der Alten zum Laubhüttenfest, das alle sieben Jahre in Jerusalem stattfand. Vielleicht war aber auch die Familie der Ort, an dem dieses Frage-Antwort-Ritual stattfand als religiöse Sozialisation. Allein dieser Kontext ist anregend.

Wann fragen eigentlich bei uns die Jungen nach der religiösen Orientierung der Alten? Wo sind die Rituale, in denen sie die Grundüberzeugungen, Werte und Gebote ihrer Gesellschaft erlernen? In der Öffentlichkeit scheint das völlig verloren gegangen zu sein. Freiheit wird da meist als: „Alles ist möglich“ interpretiert. Zwar rufen viele nach Orientierung. Werden aber Regeln vorgegeben, wird das als unzulässige Einschränkung verstanden. Dass Freiheit auch Bindung bedeutet, dass Zusammenleben Regeln braucht und der Bruch der Regeln Sanktionen nach sich ziehen muss, damit ein zuverlässiges Miteinander möglich ist – diese Erfahrung scheint verloren zu gehen.

Oder lehrt uns die Papsteuphorie der vergangenen Wochenetwas anderes? Die Verehrung eines Mannes, der fest zu seinen Grundüberzeugungen stand, auch wenn sie nicht recht zum Lebensgefühl der jungen

Leute im 21. Jahrhundert zu passen schienen, sie war auch ein Zeichen für die Sehnsucht nach Klarheit, nach Vorbildern. Umso bitterer, wenn Jugendliche von Vorbildern enttäuscht werden. Umso größer die Verantwortung für jeden Menschen der älteren Generation, Vorbild zu sein. Umso dramatischer, wenn öffentliche Personen der Bereicherung, des Betrugs, der Lüge oder Unwahrhaftigkeit überführt werden.

Das gilt zuallererst für die Familie. Eltern werden unglaublich, wenn sie einerseits „Du sollst nicht stehlen!“ als Regel aufstellen und im Hotel den Bademantel mitgehen lassen. Wir erleben aber nicht nur Inkonsequenz, sondern auch eine offenbar tiefe Verunsicherung der Eltern in der Erziehung. Die Grundverabredungen sind anscheinend nicht mehr klar. Das Fernsehen zeigt jetzt mit seinen „Super-Nanny-Shows“ erstaunlicherweise: Regeln müssen her, Klarheit ist notwendig, und dazu gehören auch Sanktionen beim Brechen von Regeln. Das Fernsehformat kann durchaus kritisch gesehen werden, aber es macht deutlich: Vorbilder müssen die Eltern sein, Gegenüber und nicht beste Freundinnen und Freunde. Merkwürdig, dass diese einfachen Grundlagen von Erziehung verschwunden sind. Kann das wirklich alles den „68ern“ in die Schuhe geschoben werden?

Die Lebenssituation von Kindern hat sich in den vergangenen 20 Jahren dramatisch verändert. Als ich Kind war, begann das Fernsehen erst um 16 Uhr. Sandmännchen war erlaubt, das war's. Heute gibt es 24 Stunden Programm auf unzähligen Kanälen. Sex und Gewalt sind auch zur Kinderfernsehzeit nicht verbannt. Dazu kommt das Internet und nicht zuletzt das Handy. Kinder sind mit einer Vielzahl von Informationen und Wertigkeiten konfrontiert. Die Eltern sind da nur ein Faktor. Es ist in der Tat schwerer für sie, Regeln durchzusetzen.

Auch der Traditionsabbruch in Sachen Religion ist primär in den Familien erkennbar. Zu Hause werden eben die Geschichten nicht mehr erzählt, wird das Beten nicht eingeübt. Das ist ein großer Verlust, denn in eine Religion wachsen wir ja auch hinein, auch in ihre ethischen Grundüberzeugungen. Dabei lieben gerade Kinder Rituale. Und sie schätzen auch klare Regeln, weil sie eben auch Sicherheit bieten. Wir erleben in unseren Kindertagesstätten, dass Kinder sich mit Liebe und Begeisterung einlassen auf die wunderbaren Rituale, die das Christentum anbietet von Erntedank über Advent und Weihnachten bis Ostern. Sie lernen, miteinander ein Dankgebet zu sprechen und dann gemeinsam zu essen. Höchst gespannt hören sie, wie Josef von den Brüdern nach Ägypten verkauft wurde, in der Fremde bestehen musste, sich aber gehalten wusste von der Liebe Gottes. Und wie es dann doch noch Versöhnung geben konnte in der Familie. Anders als in den Jahrhunderten vor uns scheint die Kette der Weitergabe, die *selbstverständliche* familiäre und öffentliche Sozialisation im Glauben zu bröckeln. Deshalb ist mir so wichtig, dass wir Familien zur Erziehung überhaupt ermutigen, aber eben auch zur religiösen Erziehung.

In der Frankfurter Rundschau gab es einmal eine Karikatur: Vater mit Bierdose, Mutter mit Programmschalter vor dem Fernseher. Vor ihnen läuft ein kleiner Junge im Kreis, Sterne schwirren über seinem Kopf. „Der benimmt sich in letzter Zeit so merkwürdig“, sagt die Mutter. „Macht nichts“, sagt der Vater, „er kommt ja bald in die Schule.“ Aber Erziehung lässt sich nicht delegieren, so sehr wir uns in Kindertagesstätten und Schule engagieren.

Wir brauchen starke Eltern und starke Familien. Dazu macht der christliche Glaube Mut. Ja, er macht Mut zum Kind überhaupt. Wenn heute 44% der Akademikerinnen keine Kinder haben und 60% der Männer erklären, sie verspürten keinen Kinderwunsch, dann ist das auch ein Verlust christlicher Werte. Jeder dritte Mann zwischen 45 und 55 in

unserem Land lebt allein. Dabei sind Bindung, Verpflichtung Gemeinschaft, Verbindlichkeit als positive Lebensform offenbar verloren gegangen. Das möchte ich wieder stärken, dass zwei den Mut haben, zu heiraten und Kinder zu bekommen. Und dass Frauen, die schwanger sind, ob verheiratet oder nicht, in welcher Konstellation auch immer ermutigt werden zum Kind durch ganz reale Hilfestellung. 130 000 Abtreibungen pro Jahr in unserem Land sprechen eine eigene Sprache.

Und zeigen wir nicht mit dem Finger auf diese Frauen, drei Finger zeigen auf unsere Gesellschaft zurück. Hier gibt es noch viele Möglichkeiten, nicht nur Geld. 50 Euro im Monat entscheiden doch nicht über einen Kinderwunsch. Aber Großelternbörsen, eine kinderfreundliche Gesellschaft vom Wohnen bis zum Einkaufen, die ermutigt zum Kind. Und die Liebe zum Leben, Gottvertrauen.

3. Bildung

Mir liegt sehr daran, dass wir unser christliches Bildungsverständnis in Schule und Gesellschaft einbringen. Unsere Kirche tut das auf vielfältige Weise. Im Religionsunterricht etwa begegnen Schülerinnen und Schüler – jedenfalls sollte es so sein! – gelebtem Glauben, gelebter Überzeugung, das erscheint mir außerordentlich wichtig. In Zukunft wird es darum gehen, den Religionsunterricht zu stärken, auch im Bewusstsein von Schülerinnen und Schülern, Eltern, Lehrkräften und den Kirchengemeinden. Wenn unsere Gesellschaft nach Orientierung sucht und junge Menschen mit Orientierung braucht, so ist der Religionsunterricht im Fächerkanon der Schule unersetzbar.

Gleichzeitig ist deutlich, dass der Religionsunterricht nicht nur ethische Konsequenzen des christlichen Glaubens vermitteln soll, sondern Grundlagen dieses Glaubens selbst herausarbeiten und verständlich machen muss. Viel zu oft erfahren Kinder und Jugendliche im Elternhaus keine Grundbildung in Glaubensfragen, in kulturellem Wissen. Soziales und emotionales Lernen, Herzensbildung kommen zu kurz.

Lassen Sie mich das Singen als Beispiel nehmen. Im Jahr 2000 titelte der Spiegel „Das Jaulen der Trauerklöße. Die Deutschen verlernen das Singen“. Wie wahr, können wir in diesen Lamentogesang nur einstimmen. Schon wird gefordert, dass deutsche Nationalspieler im Fußball die Lippen wieder bewegen, das Debakel mit Sarah Connor, die beim Spiel des 1. FC Bayern München gegen die Nationalelf in der Münchner Allianzarena ins Mikrofon schrie: „Brüh im Lichte dieses Glückes ...“ und damit Hoffmann von Fallersleben eine Drehrunde im Grab bescherte, sprechen wohl Bände. Oder denken wir an die Versuche bei SPD-Parteitag „Wann wir schreiten Seit’ an Seit’“, die inzwischen auch von einem Bergmannschor unterstützt werden müssen. Oder lassen wir ganz normal die letzte Trauung an unseren Ohren vorüberziehen mit einer Gemeinde, die das Singen nicht gewohnt ist.

Ich erinnere mich gut, dass meine jüngste Tochter meinen Mann und mich beim Schulanfängergottesdienst Klasse 5 vor Jahren anraunzte: „Singt doch nicht so laut, das ist ja peinlich“. Dann wurde klar: Wir waren fast die Einzigen, die sangen, außer der Pastorin ...

Dabei ist Singen Teil von Bildung! Das Singen neu lernen, das muss uns ein Anliegen sein, weil über das Singen auch Emotion, Glauben vermittelt wird. Und weil, wie der Musikwissenschaftler und Gesangspädagoge Karl Adamek das formuliert hat, „die Seelen verstummen“, wenn das Singen bedroht ist. Menschen, die singen, sind nachgewiesenermaßen psychisch und physisch gesunder. Selbst die FAZ hat darauf hingewiesen, dass die Folge verkümmert Stimmbänder bei Kindern inzwischen messbar sei (29.5.05). Kurzum, ich kann dem Verband Evan-

gelischer Kirchenchöre nur zustimmen, wenn er erklärt: „Eine Antwort auf Pisa: Singen“.

Christliche Bildung hatte von Beginn an ein umfassenderes Verständnis: „Was zur Debatte stand, war der zu Bildende selbst mit seiner gesamten Existenz.“⁴¹ Dies scheint mir ein entscheidender Vorteil des christlichen Bildungsbegriffes gegenüber anderen zu sein: Der ganze Mensch ist im Blick. Hierbei spielt das Menschenbild eine große Rolle. Nicht die Leistung macht ihn aus – was allerdings kein Argument für Faulheit ist!

4. Solidarität

Jesus hat die Zehn Gebote zusammengefasst im höchsten Gebot: Du sollst Gott über alle Dinge lieben und deinen Nächsten wie dich selbst. Dieser Grundwert der Nächstenliebe muss in unserer Gesellschaft wieder zu Tage treten. Nicht dass Sie mich falsch verstehen: Die Leistungsträger sind wertzuschätzen (Max Weber). Was geteilt werden kann, muss erst erwirtschaftet werden. Meine Gaben soll ich einsetzen, einbringen. Aber eine Grundabsicherung der Schwachen im Land, der Kinder, der Alten, der Behinderten, Kranken und Arbeitslosen, sollte selbstverständlich sein. Vor kurzem habe ich mittags, beim Warten auf den Backofen mit meiner jüngsten Tochter eine dieser berühmt-berühmten Mittagstalkshows gesehen. Es ging um Arbeit, Arbeitslosigkeit und Hartz IV. Ein junger, 21-jähriger Mann sagte: „Das wird einem in Deutschland aber doch angeboten, dass man wählen kann, ob man jetzt arbeiten will oder eben nicht.“ Sicher, in solchen Talkshows werden auch bestimmte Klischees durch Personen abgebildet. Aber hier gibt es eben ein gravierendes Missverständnis.

Zunächst müssen Menschen da sein, die ein Plus erwirtschaften, damit wir das praktizieren können, was ich für wichtig halte, nämlich soziale Marktwirtschaft. Damit Menschen abgesichert werden in den großen Krisen ihres Lebens, wie Krankheit, Arbeitslosigkeit, Verlust des Partners etc. Das sehe ich auch in unserer Kirche. Weit über 80% unserer Einnahmen werden von weniger als 20% unserer Mitglieder erwirtschaftet. Gerade die Alten, die Kinder, die Obdachlosen, die Behinderten – all diejenigen, denen wir uns besonders zuwenden, sie können kaum einen Beitrag zum Kirchensteuereinkommen leisten. In unserer Gesellschaft ist es wichtig, das immer wieder zu sehen, Gemeinschaft, Füreinander-Einstehen als positiven Wert zu sehen, statt mit einer „Reichensteuer“ als Slogan in den Wahlkampf zu ziehen.

Soziale Absicherung lässt sich nicht nur staatlich oder organisatorisch regeln. Ich denke beispielsweise an unsere ambulanten Pflegekräfte in der Diakonie, die zum Teil völlig überfordert sind. In 23 Minuten müssen sie die „große Morgenwäsche mit Toilettengang“ erledigen. Und sie erzählen dann, dass sie oft die Einzigen sind, die dieser Mann den ganzen Tag sehen wird, dass er Tränen in den Augen hat und sie bittet, doch ein bisschen zu bleiben, die Hand zu halten, zuzuhören. Das ist schwer, denn sie müssen weiter. Und doch haben wir 5 Millionen Arbeitslose, sind nur noch 38% der Menschen über 50 Jahre erwerbstätig. Ja, ist es denn nicht möglich, hier Nachbarschaft, Gemeinschaft, Nächstenliebe zu organisieren?

5. Sterben

Seit letztem Monat ist in Hannover die Schweizer Gesellschaft „Dignitas“ angesiedelt, die mit Beihilfe zum Selbstmord für einen menschenwürdigen Tod eintreten will. Das halte ich für gefährlich. Die Angst vor fremdbestimmtem Sterben verstehe ich, ja!

Aber es scheint mir die falsche Antwort, zu sagen: Der Tod soll nun schnell und effektiv werden, wie wir das in unserer Zeit gern haben. Mir geht es stattdessen darum, die Sterbenden aus den Bereichen, in die wir sie abgedrängt haben, ins Leben zu holen. Nur wer die „ars moriendi“ neu lernt, wird auch die „ars vivendi“ wieder erkennen. Deshalb engagiere ich mich seit vielen Jahren in der Hospizbewegung, für die verstärkte Anerkennung von Patientenverfügungen und für die Palliativmedizin. 78% der Deutschen befürworteten aktive Sterbehilfe. Wenn sie erfahren, dass es heute möglich ist, behütet und begleitet in den Tod zu gehen, und dass die Schmerztherapie in 98% der Fälle anschlägt, sinkt die Befürwortung auf 14%. Hier gilt es ebenso anzusetzen wie bei einer Verbesserung der Situation in der Pflege. Und bei einer redlichen Rede von Tod und Auferstehung. Heinz Zahrnt, den ich im November vor zwei Jahren beerdigt habe, hat das in seinem letzten Buch so ausgedrückt: „Der Tod ist kein hoffnungsloser Fall. Ich bleibe auch im Tod in Gott geborgen und kann darum vom Leben lassen. Damit bleibt mein Leben zwar eine Einbahnstraße auf den Tod zu, aber es ist jetzt keine Sackgasse mehr. Zwar setze der Tod nach wie vor einen Punkt hinter mein Leben, aber Gott macht daraus einen Doppelpunkt.“²

6. Ist Europa ein Christenclub?

Am 3. Oktober in den Nachrichten konnten wir ihn wieder hören, als an dem Widerspruch Österreichs der lange fest datierte Beginn der Verhandlungen zum Beitritt der Türkei zur Europäischen Union gefährdet schien, den Vorwurf, Europa sei ein „Christenclub“. Schon der Reflex des Schreckens und der Abwehr, den im vergangenen Sommer die Warnung des türkischen Ministerpräsidenten Erdogan vor einer „Christenclub-Mentalität“ Europas ausgelöst hatte, war interessant. Schnell wurde gefordert, die Europäische Gemeinschaft müsse einen neuen Identitätsbegriff finden, weg von den christlich-jüdischen Wurzeln, hin zu einem Verbund ausschließlich politischer, wirtschaftlicher und sicherheitsrelevanter Interessen.³

Als Christin könnte ich zunächst sagen: Es ist ja erfreulich, wenn noch jemand Europa für einen Christenclub hält! In all dem Lamento und den Analysen, in der Ablehnung eines Gottesbezuges in der Präambel der EU-Verfassung und der Weigerung, dort einen Verweis auf die jüdisch-christlichen Wurzeln Europas aufzunehmen, war eher eine Ablehnung jedweder christlicher Bezüge wahrzunehmen. Wie heißt es jetzt in der Präambel: „SCHÖPFEND aus dem kulturellen, religiösen und humanistischen Erbe Europas, aus dem sich die unverletzlichen und unveräußerlichen Rechte des Menschen sowie Freiheit, Demokratie, Gleichheit und Rechtsstaatlichkeit als universelle Werte entwickelt haben ...“ Gut, aus dem Erbe wollen die Staaten schöpfen, aber was das Erbe genauer ist, haben sie gezögert klarzustellen. Als ob der Mensch sich für den christlichen Glauben schämen müsse. Davon zeugt auch, dass Staatsführer von heute sich selten selbst zu einem Glauben bekennen – jedenfalls in Europa. Oder, wie es der französische Philosoph Alain Finkielkraut jüngst formulierte: Es gibt in der Debatte um die Bedeutung des Christentums für Europa eine merkwürdige „Undankbarkeit“ gegenüber der Vergangenheit.

Wenn Safer Senocak⁴ erklärt, wir brauchten eine Kulturoffensive, um die Zuwanderer auch mental anzuwerben, dann müssen wir eben auch wissen, wohin wir denn werben wollen. Was ist die Wertegemeinschaft, in die wir integrieren wollen? Sicher, viele Menschen erklären, Religion dürfe keine große öffentliche Rolle spielen, Staat und Religion seien schließlich getrennt. Das ist auch gut so. Die Fragen der Religion aber

schlicht zu ignorieren wäre naiv. Religion prägt Menschen, Traditionen und Kultur. Und insofern ist Europa im positiven Sinne ein Christenclub. Europäische Geschichte und Architektur, europäische Literatur und Musik sind ohne Kenntnis von Christentum und Judentum nicht zu verstehen. Und die Werte von Freiheit und Gleichheit ebenso wenig, auch wenn sie manches Mal gegen kirchliche Apparate erkämpft werden mussten. Der Gedanke ist schlicht biblisch angelegt und ließ sich auf Dauer nicht unterdrücken.

Nehmen wir den Christenclub zunächst positiv als Definition von Inhalten, Werthaltung und Ausrichtung. Ein Club ist ja nicht automatisch exklusiv, ich kann beitreten unter der Voraussetzung, dass ich die Grundbedingungen teile. Das ist beim Bertelsmann Buchclub ebenso wie beim Kanuclub. Selbst mancher feine britische Club muss inzwischen Frauen aufnehmen – so weit treibt es die Demokratie. Beim Übersee-Club, nehme ich an, ist auch Zutritt möglich. Schauen wir uns die Clubbedingungen näher an, sehen wir, dass sie von den biblischen Werten der Freiheit, auch der Religionsfreiheit, der Gottebenbildlichkeit und damit der Menschenwürde und Menschenrechte sowie der Gleichwertigkeit von Mann und Frau geprägt sind.

Unbestreitbar hat die Türkei in diesen Fragen in den vergangenen Jahren Fortschritte gemacht. Die Debatte über den EU-Beitritt ist meines Erachtens gleichermaßen eine Türkeidebatte wie eine Europa-Debatte. Die Europäische Union ist heute eine aus einer Wirtschaftsgemeinschaft entstandene politische Gemeinschaft. Sie wird auch zusammengehalten durch eine gemeinsame Kultur und eine Wertegemeinschaft, die vom jüdisch-christlichen Erbe geprägt ist. Die Aufnahme der Türkei in diese Union könnte zum Zusammenbruch führen. Gemeinsame Geschichte und ein gemeinsamer Wertekanon sind essentiell für eine Gemeinschaft, die bestehen will. Die Türkei hat unbestritten eine vollkommen andere Geschichte und Entwicklung durchlebt als die heutigen Mitgliedstaaten der EU, sie ist von ihrer Tradition her, auch von der religiösen Prägung her nicht einfach als „europäische Nation“ zu sehen. Auch wenn an dieser Stelle keine explizite Untersuchung des Islam erfolgen konnte, ist doch offensichtlich, dass die genannten Anfragen mit Blick auf Menschenrechte, Religionsfreiheit, Meinungsfreiheit sowie die Stellung der Frau in einem Zusammenhang mit muslimischen Glaubensgrundsätzen stehen. Ob der Islam aus sich heraus Demokratie, eine Trennung von Staat und Religion befürworten, offensiv vertreten kann, steht als Frage im Raum.

Schon jetzt ist eine der größten Herausforderungen der EU, dass die Menschen in Europa sich neu mit Europa identifizieren! Die Referenden in Frankreich und Belgien zur Verfassung haben gezeigt, wie brüchig die Akzeptanz ist. Das aber scheint die politisch Verantwortlichen in Brüssel kaum zu beeindrucken. Es geht um ein Ja zu einem Europa, das die eigenen jüdisch-christlichen Wurzeln kennt und daraus Werte ableitet. Es geht um ein Ja zu einem Europa, das sich zu gemeinsamen Werten, zu Menschenrechten, Religionsfreiheit und Demokratie bekennt. In ein solches Europa lassen sich Menschen muslimischen Glaubens integrieren, wenn sie selbst diese Werte bejahen. Europa hat gewiss Raum für eine Vielfalt von Religionen auf dem Boden einer freiheitlichen Verfassung. Dass die Türkei Mitglied sein muss, leitet sich daraus allerdings nicht ab. Ich sehe es weder geographisch noch kulturell begründet und denke, das muss auch gesagt werden dürfen. Europa braucht Grenzen und ein klares Bewusstsein der Zugehörigkeit.

Nachdem Donald Rumsfeld uns im Rahmen des Einsatzes im Irak etwas abfällig als „altes Europa“ betitelt hatte, ist das ja fast zur Ehrenbezeichnung geworden. Kürzlich habe ich ein Plakat gesehen mit einer

großen Friedenstaube über dem Erdball – oder war es eine Pfingsttaube? Darunter stand: „Wir alten Europäer haben einen Vogel. Gott sei Dank!“ Doch, das gefällt mir. Wenn Europa ein Ort wäre, an dem nach all den Erfahrungen von Leid und Krieg endlich der Wille zum Frieden stärker ist als die Rechthaberei. Wenn (Menschen-)Recht endlich strömen darf an Stelle der Ströme von Blut, die hier vergossen wurden. Wenn wir endlich den Mut hätten zu einer Kontrastperspektive, zu einer Gegenkultur, wie die Bergpredigt sie entwirft, dann wäre Europa ein Hoffnungszeichen für die Welt. Dann wäre Europa auch wieder eine Perspektive der Bürgerinnen und Bürger und nicht ein bürokratisches Gebilde, mit dem sich niemand positiv identifiziert.

Der Geist von Europa aber ist geprägt von den Erfahrungen und Werten des christlichen Glaubens. Von Nächstenliebe, den Zehn Geboten, von Gleichheit und Freiheit. Diesen Geist gilt es zu erhalten, nicht in Abschottung, aber mit Selbstbewusstsein. Und da ist „Christenclub“ für mich kein Schimpfwort. Vielleicht hat uns Ministerpräsident Erdogan ja mit diesem Begriff einen positiven Anstoß gegeben. „Made in Germany“ war ja einst eine Parole der Briten, die vom Kauf deutscher Produkte abhalten sollte, und wurde zum Qualitätsmerkmal. Insofern sollten wir vielleicht ein Plakat oder ein T-Shirt entwerfen mit der Aufschrift: „Ich bin Mitglied im Christenclub!“ Ich würde es tragen ...

Meine sehr geehrten Damen und Herren, ich konnte hier nur andeuten, wie sehr christliche Werte für unser Land Orientierung geben auch heute. Mir liegt daran, dass unsere Kirche sich nicht in eine fromme Ecke verkriecht, sondern mit Verantwortung für unser Land übernimmt. Das können wir tun, indem wir Menschen stärken, die als Christinnen und Christen Verantwortung übernehmen, ob in der Familie oder im Unternehmen, ob in der Politik oder in der Schule. Als die BILD titelte „Wir sind Papst“, habe ich gedacht: Ja, das ist gut lutherisch! Nicht auf Bischöfinnen oder Pfarrer kommt es an, sondern jeder und jede Einzelne sind gerufen, ihren Glauben im Alltag zu leben. Luther hat gesagt: die Besen schwingende Magd wie der Fürst, sagen wir die Erzieherin wie der Geschäftsmann. Wenn alle das täten, gäbe es sicher mehr Zukunftszuversicht, die anstehenden Probleme zu bewältigen.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

Anmerkungen

1 Thomas Schlag, Bildungsherausforderungen für einen gegenwärtigen

Protestantismus, in: Universitas, Nr. 662, 8/2001, S. 294 ff.; 796.

2 Heinz Zahrnt, Glauben unter leerem Himmel, S. 254.

3 Vgl. www.zdf.de/ZDFde/inhalt/27/0,1872,2106171,00.html.

4 Safer Senocak, Lieblingsname Mohammed, Deutschlandradio 14.10.05. ■